
Ich, man, wir? – Möglichkeiten der Selbstreferenz

Eine Anmerkung vorab: Die Frage nach dem „Ich-Verbot“ gehört zu den häufigsten Fragen von Studierenden in der Schreibberatung. Darf man in einer wissenschaftlichen Arbeit das Wort „ich“ verwenden? Ist das unsachlich? Oder gibt es sogar ein explizites Ich-Verbot? Um es vorwegzunehmen: Ein offizielles Ich-Verbot in der Abteilung Volkswirtschaftslehre der Universität Mannheim existiert ebenso wenig wie in der Wissenschaft im Allgemeinen. Manche Dozenten haben dem „ich“ jedoch den Kampf angesagt. Dies mag aus Sicht der Schreibdidaktik zwar überholt sein; doch sollten Sie die Selbstreferenz vermeiden, wenn Ihr Betreuer das wünscht.

Ich, Man, Wir? – Bedeutung der Autorenreferenz: Beim wissenschaftlichen Arbeiten und Schreiben fällen Sie als Autor fortlaufend Entscheidungen. Das fängt bereits bei der genauen Fragestellung und Zielsetzung Ihrer Arbeit an und endet bei der Wahl bestimmter Worte oder eines bestimmten Satzbaus. Sie als Autor bestimmen, was Sie wie untersuchen und wie Sie die Ergebnisse interpretieren und diskutieren. Dabei gibt es Spielräume und durch diese Spielräume entsteht der wissenschaftliche Diskurs. Denn nicht alle qualitativen oder quantitativen Erhebungen und statistischen Befunde sprechen für sich; sie sind auslegungsbedürftig und lassen in der Regel immer mehr als nur eine Schlussfolgerung zu. Aus diesem Grund ist es im Verlauf Ihrer Arbeit immer wieder notwendig, dass Sie sich (mehr oder weniger explizit) einbringen und Position beziehen. Sie beziehen sich (mehr oder weniger direkt) auf Ihre eigenen Gedanken und Ihr forschendes Handeln. Man spricht hier von der Autoren- oder Selbstreferenz.

Es lässt sich also nicht vermeiden, dass Sie als Verfasser der Arbeit in Erscheinung treten. Schließlich bringen Sie die Arbeit ja hervor; ohne Ihre Person würde die Fragestellung nicht erforscht, das Experiment nicht durchgeführt oder die Probanden nicht befragt werden. Das ist die persönliche Sichtweise, die auf jeden Fall ihre Berechtigung hat.

Hintergrund des „Ich-Verbots“: Doch es gibt auch eine andere, allgemeine, universelle Sicht auf Wissenschaft, derzufolge Wissenschaftler das Ziel verfolgen, möglichst verallgemeinerbare Erkenntnisse über die materielle und immaterielle Welt zu gewinnen. Dazu arbeiten Wissenschaftler sowohl deduktiv (vom Allgemeinen zum Besonderen) als auch induktiv (konkrete Erscheinungen, Experimente, Daten werden dazu genutzt, um auf allgemeine und abstrakte Theorien oder Modelle zu schließen) und versuchen, ihre Ergebnisse möglichst neutral und exakt zu formulieren. Aus dieser (angeblichen) Exaktheit, Objektivität und Universalität der Wissenschaftssprache leiteten Forscher unter anderem ein Ich-Verbot¹ ab (Esselborn-Krumbiegel 2014: 14).

Problematik des Ich-Verbots: Das Ich-Verbot ist deshalb problematisch, weil Wissenschaftler durchaus in ihren Texten in Erscheinung treten. Sie sind im Text präsent, etwa, wenn sie ihr Forschungsziel darlegen, das methodische Vorgehen skizzieren oder ihre Ergebnisse kommentieren oder abschwächen.

Ein grundsätzliches Ich-Verbot ist aus schreibdidaktischer Sicht daher nicht haltbar. Allerdings ist entscheidend, zu welchem Zweck das „Ich“ in Erscheinung tritt. Steinhoff (2007: 175 f.) unterscheidet hier drei Ich-Typen:

¹ Darüber hinaus gelten in der Wissenschaftssprache ein Metaphern- und ein Erzählverbot, die ebenfalls problematisch sind, doch an dieser Stelle nicht weiter diskutiert werden.

1. Das Verfasser-Ich beschreibt kommentiert das eigene Schreibhandeln und die Textstrukturierung. Auer/Baßler (2007: 18f.) sprechen in diesem Zusammenhang auch von „metatextuelle[n] Leseanweisungen“. Bei diesen Textkommentaren erläutert der Autor seine Zielsetzung, sein methodisches Vorgehen oder den weiteren Aufbau des Texts und lenkt dadurch die Aufmerksamkeit des Lesers. Das Verfasser-Ich macht den überwiegenden Anteil der Ich-Referenz aus und gilt als wissenschaftlich.
2. Das Forscher-Ich setzt sich mit den eigenen und fremden wissenschaftlichen Erkenntnissen auseinander, begründet seinen Standpunkt, zieht Schlussfolgerungen, ordnet ein, bewertet und reflektiert. Auch diese Form der Ich-Referenz gilt als wissenschaftlich.
3. Das Erzähl-Ich berichtet autobiografisch, bewertet subjektiv und stellt die eigene Meinung oder persönliche Erlebnisse in den Vordergrund. Es wird daher als unseriös und unwissenschaftlich eingestuft.

Strategien zur Ich-Vermeidung: Besser als von einem Ich-Verbot ist daher von einer Tendenz zur Ich-Vermeidung zu sprechen. In der Praxis wenden Wissenschaftler tatsächlich mehrere Strategien an, um die Ich-Referenz zu vermeiden. Die vier wichtigsten Formen sind das majestätische Wir, das kollegiale Wir, die Personifikation des Texts und der Gebrauch des Passivs.

1. Beim majestätischen Wir oder höflichen Wir (auch bekannt als *pluralis majestatis*) schreibt der Autor von sich im Plural, weil dies bescheidener wirkt. Diese Verwendung gilt inzwischen als veraltet. Sie ist zu unterscheiden von einer Wir-Verwendung bei mehreren Autoren.
2. Das kollegiale Wir schließt neben dem Autor auch die Leser des Texts mit ein. Es findet sich in Formulierungen wie: „In Tabelle 2 erkennen wir...“ oder „Wie wir in der Diskussion gesehen haben...“. Diese Formulierungen wirken häufig vereinnahmend und sollten nur genutzt werden, wenn sich das Wir nicht nur auf die Leser, sondern auf einen größeren Teil der Gesellschaft oder die Menschheit als Ganzes bezieht (z. B. „In den letzten Jahrzehnten haben wir die Ressourcen des Planeten zu stark ausgebeutet.“)
3. Bei der Personifikation² wird dem Text selbst die Fähigkeit zugesprochen, aktiv zu handeln, z.B. „Die vorliegende Bachelorarbeit zeigt, dass...“ oder „Das erste Kapitel untersucht...“
4. Durch das Passiv betont der Autor einen Zustand (Zustandspassiv) oder eine Handlung (Vorgangspassiv). Wer oder was die Handlung bzw. den Zustand verursacht hat, tritt beim Passiv in den Hintergrund. Dennoch schwingt der oder das Handelnde (Agens) durch die Wortbedeutung des Verbs oftmals mit, z. B.: „Die Befragung wurde durchgeführt.“ → Hier ist klar, dass ein Subjekt die Befragung durchführte.

Steinhoff (2007: 165f., leichte Modifikation) identifiziert darüber hinaus folgende Möglichkeiten, um die Ich-Referenz zu umgehen:

Alternative verfasserreferentielle Strategie	Beispiel
Passiv, häufig in Verbindung mit „man“ oder „es“	„es sei die Anmerkung erlaubt“, „die Frage ist gestattet“, „offen bleibt, ob...“, „es wird der Frage nachgegangen“
Modalverb + Partizip + werden	„Im Folgenden kann/ soll/ muss/ darf festgehalten werden“, „In diesem Kapitel soll untersucht werden, inwieweit...“
„lassen“ + „sich“ + Verb (Infinitiv)	„lässt sich sagen“, „es lässt sich zeigen, dass“
„sein“ + „zu“ + Verb (Infinitiv)	„ist zu diskutieren“

² Kruse (2007: 109) spricht hier von einer Deagentivierung, da der Agent des Satzes eliminiert wird. Dies beschreibt den Sachverhalt meiner Meinung nach nicht zutreffend: Nicht der Agent an sich wird eliminiert, sondern die Person als handelnde Größe.

„sein“ + Adjektiv-Konstruktion	„ist erkennbar“, „ist fragwürdig“
Partizipialkonstruktionen	„der zu behandelnde Aspekt“
Funktionsverbgefüge	„findet im nächsten Kapitel Berücksichtigung“
Nominalisierungen	„durch die Darstellung der Thematik“
Bescheidenheitsverben	„scheint tragfähiger zu sein“
Subjektschübe	„nimmt dieses Kapitel Bezug auf“
„wie“-Sätze	„wie erläutert worden ist“
Lexem „Verfasser(in)“, „Autor(in)“ o. Ä.	„nach Auffassung des Verfassers“, „wie die Autorin dieser Arbeit zeigen konnte“
Meinungsausdrücke	„ist meines Erachtens“ usw.

Ich in bescheidenem Maß ist OK: Als Fazit lässt sich sagen: Ich verwenden ja, aber sparsam und nicht zur persönlichen Beweihräucherung. Sinnvoll ist das Ich insbesondere in Einleitungen und Zusammenfassungen, also immer dort, wo Sie als Autor Ihr Handeln durch Metasprache kommentieren und den Textaufbau verdeutlichen. Im Folgenden einige Beispiele aus der VWL.

Verfasser-Ich: In Chapter 2, I analyze a specific reason why people might behave pro-socially. Already Aristotle has claimed that there is a special link between long-run well-being and pro-social behavior. I design an experiment to investigate this link and find evidence that there seems to be a crucial connection between long-run well-being and pro-social behavior.

(Quelle: Koch, C. (2014) Essays in Behavioral and Experimental Economics. Mannheim (Dissertation), Online unter: <https://ub-madoc.bib.uni-mannheim.de/36775/>, S. 1.)

Forscher-Ich: To keep the model simple, I assume away any spillovers between task implementation (and therefore overall performance of the organization) and the subordinates' support of the politician.

(Quelle: Zudenkova, G. (2015), Political cronyism, in: Social Choice and Welfare, Vol. 44, No. 3, 473-492, DOI 10.1007/s00355-014-0854-3, S. 476.)

Achtung: Nicht immer sind Verfasser- und Forscher-Ich eindeutig zu trennen, wie folgende zwei Beispiele verdeutlichen:

In light of this inconclusive evidence, I use data that are more recent than Teachman's (2002) to extend the time period covered and use a bigger sample than Kamp Dush et al.'s (2003). First, I investigate whether the relationship between cohabitation and marital instability in first marriages has weakened for more recent birth and marriage cohorts using the pooled data for the three most recent cycles of the National Survey of Family Growth (NSFG). In addition, I estimate a model interacting cohabitation status with education. Second, I investigate whether there is self-selection of divorce-prone individuals into premarital cohabitation by using information on higher-order marriages as well.

(Quelle: Reinhold, S. (2010) Reassessing the link between premarital cohabitation and marital instability. Demography Vol. 47, No. 3, 719-733, online unter: <http://dx.doi.org/10.1353/dem.0.0122>, S. 720)

Because I am interested in the effect of cohabitation on marital outcomes, women who never married are omitted. I analyze first marriages and the cohabitations that preceded them, leaving me with 5,030 first marriages using the NSFG 1988; 6,776 first marriages

using the NSFG 1995; and 4,043 first marriages using the NSFG 2002.

(Quelle: Reinhold, S. (2010) Reassessing the link between premarital cohabitation and marital instability. *Demography* Vol. 47, No. 3, 719-733, online unter: <http://dx.doi.org/10.1353/dem.0.0122>, S. 723)

Weiterführende Literatur:

Auer, P./ Baßler, H. (2007): *Der Stil in der Wissenschaft*, in: *Reden und Schreiben in der Wissenschaft*. Hrsg. P. Auer/ H. Baßler, Frankfurt, New York: Campus, 9-29.

Esselborn-Krumbiegel, H. (2014): *Richtig wissenschaftlich schreiben. Wissenschaftssprache in Regeln und Übungen*. Stuttgart, Paderborn, Schöningh/ UTB.

Kruse, Otto (2007): *Keine Angst vor dem leeren Blatt. Ohne Schreibblockaden durchs Studium*. 12., völlig neu bearb. Auflage. Frankfurt a.M./New York: Campus.

Steinhoff, T. (2007): *Wissenschaftliche Textkompetenz. Sprachgebrauch und Schreibentwicklung in wissenschaftlichen Texten von Studenten und Experten*. Berlin: de Gruyter, doi: 10.1515/9783110973389